

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Paraguay

vom 16. Oktober bis 28. Dezember 2009

„Wir kämpfen für das Leben“. In Paraguay wächst der Widerstand gegen die Sojamonokulturen

Von Steffi Holz

Paraguay, vom 16. Oktober bis 28. Dezember 2009



Inhalt

| | |
|---|-----|
| 1. Zur Person | 216 |
| 2. Mba' eichapa – Willkommen in Paraguay | 216 |
| 3. Unterwegs im „Sojameer“ – Reise durch Alto Paraná | 217 |
| 4. Leben mit den Soja-Monokulturen – Rundgang in San Isidro Labrador | 218 |
| 5. Mit anderen Augen – ein deutscher Unternehmer in Paraguay | 222 |
| 6. Haben oder nicht haben – die Landfrage | 224 |
| 7. „Friedliche Koexistenz“ – der Diskurs der Sojalobby | 225 |
| 8. Doppelter Kampf um Rechte – die Situation der indigenen Bevölkerung | 229 |
| 9. Kommt Lugo? – die Schwierigkeit des demokratischen Wandels | 231 |
| 10. „Wir lassen uns nicht länger belügen“ – San Pedro widersteht | 233 |
| 11. „Für sie sind wir wie Ungeziefer“ – von der Ohnmacht der Kleinen | 237 |
| 12. Nicht ohne die Frauen! – vom Aufbrechen machistischer Strukturen | 239 |
| 13. Durchhalten um jeden Preis – der Kampf der „Sin Tierras“ in Capi'ibary | 240 |
| 14. „Ein schleichender Tod“ – zum weltweiten Tag gegen den Pestizideinsatz | 242 |
| 15. Die Spur führt in die Stadt – Überleben im Bañado Sur | 245 |
| 16. Soja in aller Munde | 246 |
| 17. Danksagung | 247 |

1. Zur Person

Steffi Holz kam 1977 in Potsdam zur Welt und lebte bis zum Abitur in der Havelstadt. Nach einem Freiwilligen Ökologischen Jahr begann sie Ende der 90er Jahre an der Berliner Humboldt-Universität das Studium der Europäischen Ethnologie und Gender Studies. Mehrere Kubareisen vertieften ihr Interesse für Lateinamerika. Die grundlegenden Sprachkenntnisse, um tiefer in den südamerikanischen Alltag einzutauchen, erwarb sie während eines Auslandssemesters im spanischen Sevilla. Nach dem Studium veröffentlichte sie ihre Magisterarbeit als Buch und initiierte ein sechsmonatiges Forschungsprojekt über Heimarbeiterinnen in Lima/Peru, die der Textilindustrie zuarbeiten. Daraus entstand unter anderem eine Wanderausstellung, mit der sie durch deutsche Städte tourte. Als freie Journalistin lebt und arbeitet sie seit 2007 in Köln, wo sie vor allem für den öffentlich-rechtlichen Hörfunk und diverse Printmedien tätig ist sowie Vorträge hält.

2. Mba' eichapa – Willkommen in Paraguay

Wo genau liegt eigentlich Paraguay und was weiß man von diesem Land? Medial spielt es in Deutschland kaum eine Rolle und es ist auch touristisch kein bekanntes Reiseziel. Manch einer kennt das Land im Herzen Südamerikas als Rückzugsort deutscher Kriegsverbrecher des Naziregimes, die sich ihrer Anklage entzogen. Lateinamerikainteressierte wissen, dass Paraguay von 1954 bis 1989 eine Militärdiktatur war und von dem deutschstämmigen Alfredo Stroessner regiert wurde. Fußballfans kennen paraguayische Spieler in der Bundesliga. Nach einem Reiseführer sucht man vergeblich, aber im Internet finden sich viele Informationen; zum Beispiel für Auswanderungswillige. Viele deutsche Rentner verbringen ihren Lebensabend in den subtropischen Gefilden und profitieren von niedrigen Grundstückspreisen und Lebenshaltungskosten.

Ich wurde auf Paraguay aufmerksam als ich hörte, dass dieses im Vergleich zu den Nachbarstaaten kleine Land im weltweiten Vergleich an vierter Stelle beim Export von Soja steht. Es gehört zum 50 Millionen Hektar großen, sogenannten, „Sojagürtel Südamerikas“. Dazu zählen neben Paraguay der Süden Brasiliens, Nord-Argentinien sowie das östliche Bolivien.

Die eiweißhaltige Bohne ist in den Industrieländern mittlerweile Tierfuttermittel Nummer eins und als Lebensmittelzusatz auch in Süßwaren täglich auf unserem Teller. Erste Recherchen meinerseits ergaben, dass der Sojaanbau nicht unproblematisch für die Bevölkerung ist und dass sich dagegen Widerstand in der Bevölkerung regt.

Wie Soja angebaut wird, wer daran verdient und welche Schattenseiten diese Produktion für die ländliche Bevölkerung hat, wollte ich vor Ort erkunden und reiste zur Aussaatzeit in den paraguayischen Frühling. Von Mitte Oktober bis Ende Dezember traf ich in der Hauptstadt Asunción und zwei der insgesamt 17 Provinzen viele unterschiedliche Menschen. Sie zeigten mir ihre Sicht auf die Sojaproduktion und veränderten damit meine persönliche nachhaltig.

3. Unterwegs im „Sojameer“ – Reise durch Alto Paraná

Auf den ersten Blick sieht die Landschaft in der Provinz Alto Paraná aus wie eine typische landwirtschaftliche Gegend irgendwo in Mitteldeutschland – mit hellen Stoppelfeldern, die sich über sanfte Hügel bis zum Horizont erstrecken, unterbrochen von kleinen Flecken grüner Wäldchen und vereinzelt Gehöften. Auf den vor kurzem abgeernteten Weizenfeldern sprießen bereits dunkelgrüne Sojapflanzen.

Alto Paraná liegt im Osten Paraguays, sechs Busstunden von Asunción entfernt, an der Grenze zu Brasilien und Argentinien. Dort begann der Sojaanbau, von Brasilien kommend, bereits in den 1970er Jahren und hat sich von hier aus stetig weiter ins Landesinnere ausgebreitet. Es sind vor allem Brasilianer, aber auch Argentinier und Deutsche, die billig Land kaufen, um Soja anzubauen; die Sojeros. Mittlerweile werden in ganz Paraguay auf einer Fläche, die fast so groß ist wie Nordrhein-Westfalen, jährlich bis zu 6 Millionen Tonnen der Hülsenfrucht geerntet.

Entsprechend zahlreich vertreten sind die Niederlassungen internationaler Agrar-Firmen entlang der asphaltierten Hauptstraßen. Vor allem an den Ortsrändern warten landwirtschaftliche Einkaufszentren auf zahlungskräftige Großkunden. Supermoderne Traktoren und Mähdrescher in allen Größen und Farben repräsentieren die perfekte, mechanisierte Landschaft. Teilweise zieren über 20 Werbeschilder US-amerikanischer, holländischer, deutscher und südamerikanischer Firmen die Einkaufszentren. Maschinen und Anhänger, die wie riesige Insekten anmuten, blinken in der Sonne. Bayer CropScience und Monsanto werben auf großen Werbeplakaten für traumhafte Erträge. Alle paar Kilometer ragen gigantische Silos der US-amerikanischen Firmen ADM, Cargill, Bunge oder Keppeler/Weber auf bewachten Grundstücken in den Himmel. In den silbernen Metalltürmen werden tausende Tonnen Soja, aber auch Mais und Weizen gelagert, bevor sie in LKWs zu brasilianischen Häfen gebracht und von dort in alle Welt verschifft werden. Auf diese Silos trifft man auch noch in den entlegensten Winkeln. Dort wird nicht nur das Saatgut mit den entsprechenden Pestizi-

den verkauft, sondern auch die Ernte der umliegenden Produzenten aufgekauft.

In Alto Paraná begleite ich mehrere Tage lang Mitglieder von ASAGRAPA, einer lokalen Vereinigung von Kleinbauern, die seit Jahren für die Rechte der sogenannten Campesinos kämpft. Die Mitglieder setzen sich für ökologischen Landbau ein und versuchen, einen lokalen Markt mit heimischen Produkten aufzubauen. Außerdem stellen sie mithilfe staatlicher und internationaler Förderung immer wieder Gemeinschaftsprojekte auf die Beine, die allen Mitgliedern zugute kommen. Auf der Ladefläche des Jeeps, mit dem wir stundenlang auf roten Lehmstraßen in entlegene Ortschaften unterwegs sind, türmen sich Werkzeuge und Materialien für Fischzuchtbecken, die vom paraguayischen Landwirtschaftsministerium gesponsert wurden. Während sie abgeladen werden, nutze ich die Gelegenheit, um mit den Campesino-Familien ins Gespräch zu kommen und lasse mir ihre Äcker zeigen.

In Asunción war ich bereits darauf vorbereitet worden, dass es bis zum Straßenrand nur noch Sojafelder gäbe. Der Begriff „grüne Wüste“ war gefallen; ein Bild das sich angesichts der Reihen kräftig-grüner Sojapflanzen, die sich vor meinem Auge in alle Himmelsrichtungen erstrecken, immer wieder aufdrängt. Mit der Ausbreitung der Sojawelle ging auch eine extreme Entwaldung der Region im Osten einher. Zwischen 8 und 9 Millionen Hektar Wald sind hier in den letzten 40 Jahren verschwunden.

Auf den riesigen Feldern, die am Fenster vorüberziehen, herrscht Hochbetrieb. Während mithilfe von Traktoren auf manchen Feldern noch ausgesät wird, sprießt die Soja auf anderen Flächen bereits und wird gegen Unkraut mit Pestiziden besprüht. Dazu ziehen die Traktoren einen speziellen Anhänger hinter sich her, der an beiden Seiten ausklappbare Arme hat. Die versprühte Flüssigkeit verbreitet einen stechend scharfen Geruch, der kilometerweit trägt.

Inmitten der Sojafelder befinden sich die Siedlungen von Kleinbauernfamilien, die sich auf kleinen Ackerflächen traditionell selbst versorgen. Die Gehöfte mit den einfachen Holzhäusern, Hausgärten und Schatten spendenden Bäumen muten wie Oasen inmitten der Monokulturen an. Schnurgerade Sojareihen reichen meist bis an den Rand ihrer Höfe, ohne dass es schützende Grünstreifen gäbe. Auch öffentliche Gebäude wie Krankenstationen oder Schulen sind davon nicht ausgenommen.

4. Leben mit den Soja-Monokulturen – Rundgang in San Isidro Labrador

Der Jeep rumpelt in praller Nachmittagshitze über die staubige Straße nach San Isidro im Süden der Provinz Alto Paraná. In der Gemeinde leben 850 Fa-

milien, die insgesamt 3.500 Hektar Land bewirtschaften; ein Hektar à 100 mal 100 Metern ist so groß wie anderthalb Fußballfelder. Zwischen einem und 25 Hektar Land bestellen die Bewohner – meist für den Eigenbedarf.

Wir halten am Straßenrand vor einer Ansammlung von Holzhäusern unter Schatten spendenden Bäumen, in denen Zepí Vega mit seiner Familie lebt. Der 49-jährige, drahtige Mann mit dem wettergegerbten Gesicht und dem Zahnstummel im Mund ist ein gewählter Vertreter der lokalen Mitgliedergruppe von ASAGRAPA, der die politische Arbeit und praktischen Angelegenheiten vor Ort koordiniert.

Wir lassen uns im Hof nieder und ich werde zu einem erfrischenden Tere-ré eingeladen. Diese Zeremonie, bei der getrocknete, zerstampfte Mateblätter mit eiskühlem Wasser aufgegossen und durch einen metallenen Strohhalm mit einem kleinen Sieb am Ende getrunken wird, ist aus dem Alltag der Paraguayer nicht wegzudenken. Im ganzen Land sitzen die Menschen im Schatten zusammen und trinken gemeinschaftlich aus der Guampa, wie das Trinkgefäß genannt wird.

Während der Metallbecher kreist, sprechen wir darüber, wie sich das Leben in den letzten 20, 30 Jahren auch hier verändert hat und der Wald fast vollständig gerodet wurde. Die Soja hat sich überall ausgebreitet und umschließt die Gemeinden vollständig. „Der Einsatz von vielen verschiedenen Pestiziden bedroht die Menschen die darin leben“, sagt Zepí.

Ein stämmiger Bekannter kommt vorbei; auch er ein Kollege der Organisation. Er trägt ein langes Hemd, das von der Erde rot gefärbt ist, und einen Strohhut über dem faltigen Gesicht.

Zusammen entwerfen sie einen Plan für den kommenden Tag, damit ich die Gemeinde kennen lernen und mit verschiedenen Leuten sprechen kann. Sie unterhalten sich auf Guaraní, der landeseigenen Sprache, die dem Spanischen gleichgestellt ist und in meinen Ohren oft asiatisch klingt.

Abends lerne ich die Familie kennen, bei der ich in den nächsten Tagen wohnen werde. „Wir sind zwar arm aber was wir haben, teilen wir gerne“ sagt Marianna Pereira. Die 47-Jährige und ihr Mann Gregorio Escobar leben mit fünf der insgesamt sieben Kinder von dem, was auf ihrem Feld wächst. Auf der sogenannten Chacra, die 5 Hektar umfasst, gedeihen vor allem Maniok, das Hauptnahrungsmittel der Landbevölkerung, außerdem Mais, Bohnen, Paprika, Erdnüsse und Zuckerrohr.

Das Haupthaus, das hinter einem blühenden Garten liegt, ist aus Stein gebaut und mit Dachziegeln gedeckt. Nur die Fassade zur Straße hin ist hell verputzt. Nach hinten sind weitere Räume aus Brettern angebaut, der Boden festgestampfter Lehm. In der Küche glimmt ein Feuer in der gemauerten Herdstelle, auf der ein Wasserkessel vor sich hin summt. Die Einrichtung besteht aus einem Spülstein mit fließendem Wasser, einem Tisch, auf dem der

elektrische Backofen steht, und einem Schrank für Geschirr und Vorräte. Hinter dem Haus gibt es eine alte, elektrische Waschmaschine, über die Mariana sehr froh ist und die täglich läuft. Unter dem Dach hängen ein paar Kräuter für die Hausapotheke. In einem kleinen abgezäunten Garten, der Huerta, werden Zwiebeln, Kohl, Möhren und andere Küchengemüse gezogen.

Die Bauern stehen mit den Hühnern auf – also beginnt auch mein Tag schon früh und mit einem Frühstück bestehend aus selbst gebackenem Brot und, diesmal heißem, Mate-Tee.

Ich treffe mich mit Zepí zu einem Spaziergang unter der schnell immer stärker brennenden Sonne. Wir laufen an kleinen Äckern vorbei, auf denen sich Mischkulturen, z.B. Erdnüsse und Mais, gegenseitig Schatten geben. Kühe grasen angebunden am Wegesrand; auf Drahtzäunen hängt Wäsche zum Trocknen.

Er zeigt mir eines seiner Felder, wo seine Söhne gerade das Unkraut zwischen den Reihen von Mais und Maniok hacken. Direkt gegenüber ist auf einem Stoppelfeld, auf dem kürzlich Weizen geerntet wurde, schon Soja ausgesät und gegen Unkraut gespritzt worden, was auch seine Pflanzen in Mitleidenschaft gezogen hat. Er zeigt mir verkümmerte Maniokstauden.

Er selbst verwendet gar keine Chemie und Ungeziefer bekämpft er mit Urin von der Kuh, erzählt er.

Wenig später eröffnet sich der Blick auf ein großes Tal, das mit unzähligen schmalen Streifen voller grüner Pflanzenreihen bedeckt ist. Mehrere Familien leben hier inmitten ihrer kleinen Felder und der Ausblick auf diese üppige Senke, in der so viele verschiedene Feldfrüchte produziert werden, steht im krassen Verhältnis zu den großen, hellen Rechtecken rundherum, wo zwischen den abgeernteten Weizenstopfeln Soja sprießt. Und auch zwischen den kleinbäuerlichen Feldern bauen Bewohner der Gemeinde selbst Soja an.

Wie beispielsweise Esteban Acosta Chamorro, seines Zeichens Direktor einer der staatlichen Schulen und mittelgroßer Bauer in der Gemeinde San Isidro. Auf fünf Hektar Land baut er Soja an. 30 US-Dollar kostet der 40-kg-Sack Saatgut von Monsanto oder Cargill. Für ein Kilo geerntete Soja zahlen die Silobetreiber später 30 Dollar-Cent, umgerechnet 1.500 Guaraníes oder 0,24 Eurocent. Eine gute Ernte bringt 1.000.000 Guaraníes Gewinn, ca. 150 Euro, pro Hektar ein, aber in der vergangenen Saison ist die Ernte durch Trockenheit und gestiegene Pestizid-Preise sehr viel geringer ausgefallen und hat vielen Produzenten Verluste beschert.

In den letzten Jahren hat die gentechnisch veränderte Soja die sogenannte konventionelle Soja nach und nach verdrängt. Inzwischen gibt es fast nur noch transgene Soja im Handel. Besonders häufig wird die Sojasorte „Roundup Ready“ der Firma Monsanto verwendet, die gegen das firmeneigene Herbizid gleichen Namens resistent ist. Der darin enthaltene Wirk-

stoff Glyphosat tötet sämtliche Unkräuter bis in die Wurzel ab, während es der veränderten Sojapflanze nichts anhaben kann. Darüber hinaus kommen zahlreiche weitere Pestizide, wie Endosulfan oder Paraquat, in den Monokulturen zum Einsatz.

Esteban weiß um die negativen Konsequenzen, die der Sojaanbau für die Umwelt mit sich bringt: „Durch die technisierte Landwirtschaft verdichtet sich der Boden immer mehr. Wasser kann nicht mehr eindringen, stattdessen schwemmt der Regen die Oberfläche weg, wodurch die Fruchtbarkeit abnimmt. Die ausgewaschenen Chemikalien verschmutzen die Flüsse.“ Im Lauf der Jahre sieht er wie dieser Teufelskreis weiter angekurbelt wird, denn da Unkräuter und Schädlinge Resistenzen entwickeln, wird immer mehr Gift notwendig. Eine besorgniserregende Konsequenz sieht er darüber hinaus täglich in der Schule: als Folge der ausgebrachten Pestizide, denen die Bewohner regelmäßig ausgesetzt seien, könnten viele Schüler nicht gut sehen oder hören. Auch die Zahl der Missbildungen und geistig zurückgebliebener Kinder habe zugenommen in den letzten 20 Jahren.

Ein sozialer Effekt der Soja sei schließlich, dass viele Kinder unterernährt seien, weil sehr viele Familien nicht genug für den Eigenbedarf anbauen und als Folge dieser mangelnden Selbstversorgung nicht genug zu essen hätten. „Das Problem ist, dass es kein funktionierendes Landwirtschaftsmodell für die Campesinos und auch keinen nationalen Markt für ihre Lebensmittel gibt. Der Anbau von Soja erscheint dann als Alternative, um etwas Geld zu verdienen.“ Aber dadurch werden die ursprünglichen Produktionsketten zerstört. Und die Gewinne streichen die Saatgutfirmen ein. „Die Sojaproduktion lohnt sich nur für große Produzenten“, stellt er fest. „Die Kleinbauern machen Verluste und werden früher oder später dazu gezwungen ihr Land aufzugeben.“

Einige Kilometer entfernt lebt Ramón Savedra, wegen seiner hellen Haare und ungewöhnlichen blauen Augen auch „el Alemán“, der Deutsche, genannt.

Die Familie ist arm, das Haus heruntergekommen. Er versucht seit langem durch Soja etwas dazu zu verdienen. Auf drei Hektar von insgesamt acht wächst Soja. Nach Abzug der Schulden, die er beim Silo für Saatgut und Chemie gemacht hat sowie den Teil für den Großbauern, der ihm die Maschinen zur Verfügung gestellt hat, bleiben ihm noch 25% Gewinn, rechnet er vor. „Das reicht nicht für Kleidung, Schulutensilien und Medikamente.“

Seine Sojafelder liegen weiter weg, damit seine Familie nicht den Giften ausgesetzt ist. Doch nur einen Steinwurf entfernt, jenseits der sandigen Straße, beginnen tausende Hektar der deutschen Aktiengesellschaft IVP. Trotz einem Grünstreifen aus sogenanntem Kamerun-Gras, der als Pestizid-Barriere gedacht ist, sei die Belastung durch die Ackergifte hoch. Der Wind wehe die streng riechenden Pestizide herüber und mache seine Kinder krank: „Chronisch zäher Husten quält sie und oft sind sie so schlapp und

antriebslos wie bei einer starken Grippe. Wir wissen nicht, welches Insektizid versprüht wurde und haben auch kein Geld für einen Arzt, der dann ein Gegenmittel geben könnte.“ Anstatt der mickrigen Pflanzen wünscht er sich einen Streifen von 100 Metern Breite, damit die Mittel, die fünfmal pro Saison versprüht werden, wirklich darin hängen bleiben. Doch das bleibt wohl ein Traum, ebenso wie die vorherige Ankündigung, um sich rechtzeitig in Sicherheit bringen zu können oder die Rücksichtnahme auf Windrichtung und Tageszeit, wie er erzählt.

5. Mit anderen Augen – ein deutscher Unternehmer in Paraguay

Diese Kritik weist Rudolf Hendel, der Vorstandsvorsitzende der benachbarten Aktiengesellschaft IVP, entschieden zurück. „Ich lege wirklich Wert darauf, dass die Vorschriften, die es gibt, auch eingehalten werden“, sagt der schlanke, grauhaarige Mann mit Brille.

Einen ganzen Tag lang bin ich mit Rudolf Hendel unterwegs und lerne eine andere Sicht auf den Sojaanbau kennen. Für die IVP und ein weiteres deutsches Aktienunternehmen namens Agro Sol verwaltet er insgesamt 15.000 Hektar Land, das sich bis an die argentinische Grenze erstreckt und in weiten Teilen an die Gemeinde San Isidro grenzt. Das Land wird von mittelgroßen und kleinen Landwirten gepachtet, die darauf vor allem Soja und in der restlichen Zeit des Jahres Getreide, Baumwolle und Sonnenblumen anbauen. Denn aufgrund des subtropischen Klimas im östlichen Paraguay ist das ganze Jahr über Ackerbau auf den fruchtbaren Böden möglich. Als Pacht wird ein Teil der Ernte fällig, beispielsweise 850 Kilogramm Soja pro Hektar. Das entspricht bei einer guten Ernte, die bei durchschnittlich 3.500 Kilo pro Hektar liegt, ungefähr einem Viertel des Ertrages. „Der Weltmarktpreis hängt von der Börse in Chicago ab und liegt derzeit bei ca. 300 Dollar pro Tonne.“ Auch seine Pächter haben im vergangenen Jahr unter Trockenheit und gestiegenen Spritzmittelpreisen gelitten, die die Produktionskosten in die Höhe getrieben und die Gewinne aufgefressen haben.

Wir halten an einem Feld, auf dem Landarbeiter gerade Soja in die Behälter der Aussaat-Maschine schütten. Anschließend zieht der Traktor den Anhänger über das Stoppelfeld. Metallscheiben kratzen Rillen in die Erde, in die aus den darüber liegenden Behältern in regelmäßigen Abständen die Sojabohnen rieseln. Direktsaat heißt dieses Verfahren. 60 Kilo Saatgut pro Hektar ergeben später einen dichten, dunkelgrünen Teppich von Sojapflanzen. Ein brasilianischer Mitarbeiter erklärt die rote Farbe der sonst weißen Bohnen. „Sie sind mit einem Gift gebeizt worden, das den Schäd-

lingsbefall im Keimstadium verhindert.“ Das habe den Vorteil, dass sich 90-95% Ertrag erzielen ließe. Konventionelle Sojapflanzen hätten zwar den Vorteil, dass sie hitzeresistenter seien, aber durch dichteres Pflanzen der transgenen Art und den dichten Pflanzenteppich, werde das Feld vor Austrocknung geschützt.

Gentechnisch verbesserte Soja habe keinerlei Nebenwirkungen für die Endkonsumenten und den Vorteil, dass sie im Anbau resistenter gegen Krankheiten und Schädlinge sei, ergänzt Hendel. Somit müsste während des gut vier Monate dauernden Sojazyklus` nur dreimal, und damit weniger, Pestizide gesprüht werden als bei konventioneller Soja, die sehr viel anfälliger sei.

„Gen-Soja hat den Vorteil, dass sich das Herbizid auf die Unkräuter konzentrieren kann und nicht von der Sojapflanze absorbiert wird.“ Im Gegensatz zu konventioneller, also nicht veränderter Soja, entspräche dies einer Ersparnis von 40% an Herbiziden im Vergleich zum herkömmlichen Saatgut, betont der sympathische Bayer.

Dass die eingesetzten Chemikalien auch unbeabsichtigte und negative Nebenwirkungen haben, könne schon stimmen, sagt der Ingenieur, aber im vorgegebenen Rahmen verwendet, hielten diese sich in Grenzen. So würden auf den Flächen nur zugelassene Pestizide gespritzt und darauf geachtet, dies nicht bei Wind zu tun. Auch die gesetzlich vorgeschriebene „Barriera Vegetal“, ein schützender Grünstreifen gegenüber von Wohnhäusern, sei überall gepflanzt worden, wo erforderlich. Er zeigt mir einen mehrere Kilometer langen, schmalen Streifen mit Kamerun-Gras, das vom Wuchs her Zuckerrohr ähnelt und dessen schmale Blätter eine grün-violette Färbung aufweisen. Dieser Streifen sei recht löchrig, gebe ich zu bedenken. Das käme daher, so die Antwort, dass die Anwohner selbst oft das Gras als Tierfutter kappen und sich anschließend über mangelnden Schutz beschweren würden.

Rudolf Hendel sieht sich gern als Unternehmer mit sozialer Verantwortung, kümmert sich um die Instandhaltung von Wegen und unterstützt die nahe liegende Schule. Besonders stolz ist er auf das Projekt „Vecino Campesino“. Übersetzt heißt es „Mein Nachbar der Kleinbauer“ und gibt über 70 Familien von Kleinbauern aus der nahe liegenden Gemeinde die Möglichkeit zwei bis 12 Hektar Land zu pachten. „Was sie anbauen, ist den Pächtern selbst überlassen“, erklärt er das Prinzip, „wir sind ihnen behilflich bei der Beschaffung des Saatgutes, stellen Maschinen und Arbeiter von uns zur Verfügung.“ Der Pachtzins für die Kleinbauern beträgt im ersten Jahr für Soja 250 Kilo der Ernte pro Hektar. „Das sind günstige Konditionen, die dazu beitragen, die Gemeinde zu stärken und Arbeitsplätze zu schaffen.“

Wer wirklich arbeiten wolle in Paraguay, könne das tun, ist er überzeugt und überlässt gerne jeder Familie etwas Land zur Pacht.

6. Haben oder nicht haben – die Landfrage

Das Thema Land und die Frage wer wie viel davon besitzt oder ob jemand überhaupt Zugang zu landwirtschaftlicher Fläche hat, begegnet mir auf meiner Reise permanent. In der Tat ist die ungleiche Landverteilung eines der drängendsten Probleme im Agrarland Paraguay und über den Sojaanbau lässt sich nicht sprechen, ohne die Landfrage zu berühren.

So sind beispielsweise Landbesetzungen immer wieder Thema und aus Sicht der Landbesitzer eine ärgerliche Angelegenheit, wie mir Rudolf Hendel berichtet. Erst im August 2008 hatten sich mehrere hundert Landbesetzer monatelang auf dem Grund und Boden von IVP und Agro Sol niedergelassen und Anspruch auf fast 5.000 Hektar Fläche erhoben. Die angeblich Landlosen beriefen sich darauf, dass ihnen Land zustehe und sahen sich im Recht, weil der neue Präsident Fernando Lugo eine Agrarreform versprochen habe, sagt Hendel. Dabei hätten die meisten Besetzer selbst einmal Land besessen, dieses aber verkauft und nun, da das Geld ausgegeben sei, würden sie erneut versuchen Boden zu erstreiten. Viele der Landbesetzer seien von zwielichtigen Wortführern gesteuert, sagt Rudolf Hendel: „Das sind irgendwelche Leader, die versprechen den armen Leuten Land und kassieren schlichtweg ab.“ Für ihn sind das Kriminelle, die auch vor Gewalt nicht zurückschrecken würden. Auf seine Mitarbeiter sei sogar geschossen worden, als diese mit der Aussaat beginnen wollten. „Wir haben schließlich eine eigene Bürgerwehr organisiert“, erzählt er weiter. 40 stark bewaffnete Sicherheitskräfte engagierte er, um sich dann mit der Ankündigung an deutsche und paraguayische Behörden zu wenden: „Am 23. Oktober wird zurückgeschossen!“ Dazu kam es jedoch nicht mehr, weil eine Sondereinheit der Polizei vorher das Gelände räumte. „Es wurden dann rund 100 Personen festgenommen und auf einen LKW verfrachtet. Die Übrigen sind abgezogen und im gleichen Moment wurden die Hütten und Zelte abmontiert oder verbrannt.“

„Rund 600 Personen waren an der Landbesetzung beteiligt“, erinnert sich Zepí Vega an die Ereignisse nahe seiner Gemeinde. Viele davon seien Töchter und Söhne der Familien aus San Isidro gewesen, die Land für eigene Farmen benötigen. Aber auch „*Sin Tierras*“, Landlose, aus anderen Regionen hätten über zwei Monate im provisorischen Camp gelebt. Die Forderung nach Ackerfläche reichten sie bei der staatlichen Landbehörde INDERT ein. Gewaltanwendung als Mittel sei von allen Beteiligten abgelehnt worden, umso erschreckender sei die Reaktion des deutschen Unternehmens für sie gewesen, das bis an die Zähne bewaffnete private Sicherheitsfirmen anheuerte. Nach zwei Monaten wurde die Besetzung beendet, denn ein Gericht hatte die Räumung beschlossen und die Polizei sei mit Spezialeinheiten und Scharfschützen angerückt.

Um Blutvergießen zu verhindern, räumten die Besetzer daraufhin das Feld. „In einer Polizeiaktion wurden aber über hundert Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder verhaftet“, erinnert sich der Öko-Landwirt. 103 Personen seien von einem Schnellgericht verurteilt worden; die vermutlichen Rädelsführer zu zwei Jahren Gefängnis und die anderen zu zwei Jahren Hausarrest nach 18:00 Uhr und dem Verbot, sich mit mehr als zwei Menschen gleichzeitig zu treffen. „Das soll die Aktivisten einschüchtern“, sagt Zepí. „Inzwischen wurde die Strafe für Landbesetzung sogar auf fünf Jahre angehoben, um die Leute noch mehr abzuschrecken.“

Aus Sicht der Betroffenen eine repressive Reaktion auf den Versuch, ein Grundrecht durchzusetzen. „Das Recht auf einen Ort zum Leben ist in der Verfassung garantiert und als Paraguayer haben wir daher auch das Recht, um unser Land zu kämpfen“, sagt Tomas Zayas.

Der Campesino und alleinerziehende Vater zweier Söhne hat sein Leben dem Kampf für eine bessere Welt gewidmet. Als Vertreter der nationalen Plattform CNOCIP, in der 29 Organisationen von Kleinbauern und Indigenen zusammengeschlossen sind, und gleichzeitig Verantwortlicher für nationale und internationale Beziehungen bei ASAGRAPA, reist er durch Paraguay und den südamerikanischen Kontinent und kämpft gegen Ungerechtigkeit und Fremdbestimmung durch ausländische Firmen. „86% der landwirtschaftlichen Fläche befindet sich in den Händen von nur 4% der Bevölkerung. Damit steht Paraguay in punkto ungerechter Landverteilung weltweit an erster Stelle“, führt er weiter aus.

Er unterstützt die Besetzungen denn „die Hälfte der paraguayischen Bevölkerung sind Kleinbauern, denen das Land, das sie als Selbstversorger bestellen, auch gehören sollte. 300.000 landlose Familien haben gar keinen Zugang zu Ackerflächen.“

Unterernährung und Hunger sind unter der Landbevölkerung stark verbreitet. Vor diesem Hintergrund sind Landbesetzungen kein organisiertes Geschäft einiger Weniger mit dem Versuch, sich persönlich zu bereichern, sondern Ausdruck einer existenziellen Situation. „Sie bringt Opfer mit sich“, sagt der besonnene Mann, der trotz der Morddrohungen, mit denen er seit Jahren lebt, das Lachen nicht verlernt hat.

7. „Friedliche Koexistenz“ – der Diskurs der Sojalobby

Der Kampf der Bauern um Land ist gleichzeitig ein symbolischer um ein Lebens- und Erwerbsmodell, das durch den rasch voranschreitenden Sojaanbau immer weiter verdrängt wird. Von dieser Seite der Soja-Medaille be-

richten mir im Verlauf meiner Reise immer wieder Bauern und Aktivisten wie Tomas Zayas:

„Seit den 1970er Jahren wird in Paraguay Soja angebaut und seit den 90er Jahren besonders intensiv in Alto Paraná. Das hat eine Vertreibung großer Teile der Bevölkerung nach sich gezogen. In manchen Gegenden wurden die kleinbäuerlichen Gemeinden fast ausgelöscht, denn der massive Gifteinsatz, aber auch die kriminellen Methoden, wie Bedrohung durch Schläger, haben die Leute zur Aufgabe gezwungen. Also verlassen sie ihre Täler und Dörfer, ihre Familien und Freunde und Alto Paraná verwandelt sich seitdem in ein Meer aus Soja“, fasst Tomas Zayas die Situation zusammen. Ähnliche Bilder bieten sich in den Provinzen Canindeyú, Itapúa oder Caaguazú.

Die Landflucht in die großen Städte hat vor allem mit Einführung der gentechnisch veränderten Soja seit Ende der 90er Jahre extrem zugenommen. Mit der Gentechnologie hat sich auch die landwirtschaftliche Praxis verändert, die auf Monokultur setzt und aufgrund des weltweit gestiegenen Bedarfs weiterhin expandiert.

Sojeros aus Paraguay und dem Ausland schätzen den fruchtbaren Boden, das günstige Klima und die von Korruption geprägte politische Situation, um Millionen mit der Soja zu verdienen. Auf den Export der Bohne werden zudem keine Steuern erhoben. Beschränkungen, wie viel Land jemand kaufen kann, gibt es nicht. Auch internationale Handelsfirmen wie Bunge und Cargill, Saatgut- und Chemiefirmen wie Monsanto und Bayer verdienen kräftig mit.

In den letzten zehn Jahren wurden die Flächen für die Sojamonokulturen um mehr als das Doppelte auf über 2.650.000 Hektar vergrößert; Tendenz steigend: „Paraguay hat großes Potenzial! In der östlichen Region gibt es 15 Millionen Hektar landwirtschaftlich nutzbare Fläche, von denen derzeit erst 7,2 Millionen genutzt werden. Es ist also immer noch genug Platz zum Wachsen, ohne einen einzigen Hektar Wald zu roden“, so Hector Cristaldo, Präsident der „Unión de Gremios de la Producción“ (UGP), des höchsten Gremiums der Sojalobby in Paraguay. Die Expansion der Soja sei demnach problemlos möglich und verschärfe auch keinen Landkonflikt, weil es den gar nicht gebe: „Das Landthema ist gar nicht so kritisch, wie einige vorgeben. Im Osten Paraguays, wo sich der größte Teil der Bevölkerung konzentriert, befinden sich zweieinhalb Millionen Hektar Land in den Händen von Produzenten, die weniger als 20 Hektar haben.“

Damit bezieht er sich auf die Kleinbauern. Deren Fürsprecher Tomas Zayas relativiert diese Zahl. Er spricht von 2.200.000 Hektar Land, das den Campesinos im gesamten Land zur Verfügung steht; 65% davon ohne Eigentumstitel. Doch das eigentliche Problem ist für ihn die ungerechte Land-

verteilung; also dass Viele wenig Land haben, während Wenige viel Land ihr Eigen nennen.

Hector Cristaldo, der insgesamt 12 Gremien der Sojafarmer, Exporteure, Saatgutproduzenten, Waldbesitzer und Rinderzüchter offiziell vertritt, will auf diese Tatsache scheinbar nicht eingehen. Für ihn sind andere Faktoren an der Armut der Kleinbauern und deren Abwanderung schuld: „Sie sind verarmt und rückständig weil sie mit einer veralteten Technologie auf sehr niedrigem Niveau produzieren. Von Seiten des Staates fehlt eine öffentliche Unterstützung, damit sie sich weiterbilden, mehr produzieren und ihre Produkte besser verkaufen können.“

Während die gigantischen Monokulturen eine industrialisierte Landwirtschaft bedeuten, die wenige Arbeitskräfte braucht, stützt sich die traditionelle Landwirtschaft der Campesinos auf vielfältige Nutzpflanzen, die auf kleinen Flächen angebaut werden und auf die manuelle Arbeit der ganzen Familie. Diese Art des Wirtschaftens gilt als hoffnungslos veraltet und rückständig. Doch die Bauern, immerhin knapp die Hälfte der Bevölkerung Paraguays, schaffen sich damit ihre eigene Lebensgrundlage und produzieren außerdem Nahrungsmittel zum Verkauf. Dieses unabhängige Agrarmodell wollen sie erhalten, sehen sich jedoch einer expansiven Landwirtschaftslobby gegenüber, die sie immer mehr verdrängt und eine auf Export ausgerichtete Politik betreibt.

Dass dieses Modell international mithalten kann, freut Hector Cristaldo: „Paraguay steht aufgrund des Produktionsvolumens und der Qualität der Soja im weltweiten Vergleich an vierter Stelle als Exporteur und an sechster als Produzent. Wir sind technologisch auf einem Spitzenniveau und brauchen kein Land der ersten Welt, um seine Sojaproduktivität zu beneiden.“

Dass dies auf Kosten der Armen geschehe, die Umwelt zerstöre und die Bevölkerung krank mache, sieht er nicht so: „Aus unserer Sicht können die zwei Landwirtschaftsmodelle perfekt koexistieren, wenn es in einem respektvollen Rahmen geschieht.“

Dazu gehört für ihn selbstverständlich auch der verantwortungsvolle Umgang mit den Pestiziden, die im Anbau der „biotechnologisch verbesserten Soja“ verwendet werden:

„Agrarchemikalien sind ein Werkzeug der modernen Landwirtschaft um Plagen, Unkraut und Krankheiten zu steuern und zu kontrollieren. Wir glauben, dass es keine Probleme geben muss wenn sie vorschriftsmäßig angewendet werden. Werden sie schlecht gehandhabt, kann das problematisch sein, aber das liegt in der Verantwortung jedes Einzelnen.“

Dass Sojaanbau nicht nur Nutzen, sondern auch Probleme bringt, ist für das paraguayische Unternehmen Grupo DAP eine Tatsache, der sie mit

einer verantwortungsvollen Politik begegnen, so Guillermo Terol, Direktor für Soziale- und Umweltfragen des Agrarunternehmens: „Es existieren Mechanismen, um die Risiken so gering wie möglich zu halten und keine Dritten zu schädigen.“ Mit der Einhaltung der Vorschriften für den Pestizideinsatz würden sie versuchen eine Abdrift der Chemikalien zu verhindern. Darüber hinaus beansprucht das Unternehmen für sich eine führende Rolle in der Übernahme sozialer Verantwortung: „Wir halten uns an hohe Standards im Umgang mit den natürlichen Ressourcen, mit Arbeitsbedingungen und im Verhältnis mit den umliegenden Gemeinden. Zusammen mit guter Unternehmensführung, würde ich sagen, halten wir drei grundlegende Prämissen ein, um verantwortungsvoll Soja zu produzieren.“

Der Manager ist gleichzeitig Vizepräsident des „Runden Tisches für nachhaltige Soja“. In diesem Forum haben sich weltweit 69 Unternehmen wie Cargill, Shell, Unilever und Monsanto sowie 15 regierungsunabhängige Organisationen, darunter der WWF, zusammen geschlossen, um sich auf Standards für „verantwortungsvollen Sojaanbau“ zu verständigen. Mit der Selbstverpflichtung, beispielsweise Maßnahmen gegen Bodenerosion umzusetzen, den Pestizideinsatz auf das Notwendigste zu beschränken oder naturbewachsene Flächen zu lassen, soll der Sojaanbau umweltschonender und sozialverträglicher werden.

Kritiker halten das gute Gewissen der Sojalobby für eine Strategie, die steigenden Produktionsziele zu legitimieren und Gewinne mit einem verbesserten sozialen Image zu machen. Der Ausbau der Monokulturen könne nicht nachhaltig sein, so der Tenor. Stattdessen wird durch Basisorganisationen in den Ländern des globalen Südens die Forderung nach Nahrungssicherheit, einer Agrarreform und sozialer Gerechtigkeit gestellt.

Auch der Kleinbauer Gerónimo Arevalo, Mitglied bei ASAGRAPA, glaubt den schönen Worten des Agrarbusiness nicht. Seine Gemeinde leidet unter den Folgen des Sojaanbaus, der sie vollständig umgibt, und kämpft gegen die negativen Folgen an: „Wir wissen sehr gut, dass hinter der industriellen Sojaproduktion ein großes Geschäft steckt, aber für die kleinen Produzenten ist es weder rentabel noch nachhaltig, denn sie zerstört die Umwelt und damit unsere Lebensgrundlage. Sie haben kein Interesse daran uns zu helfen; sie wollen uns aus dem Weg haben. Unsere Zukunft kann jedoch nur in einer Landwirtschaft liegen, die das Leben verteidigt, ohne die Natur zu zerstören. Und dafür kämpfen wir“, sagt er.

Die Sojaexpansion bedeutet weniger Fläche für die Subsistenzwirtschaft der Kleinbauern und den Verlust einer natürlichen Vielfalt durch Monokultur und Umweltbelastung. Vielerorts sind die Lebensgrundlagen der Bauern zerstört oder bedroht. Beispiele dafür werden mir auf der Reise durch das Land fast täglich vor Augen geführt.

8. Doppelter Kampf um Rechte – die Situation der indigenen Bevölkerung

Vom Süden Alto Paraná's reise ich weiter in den Norden der Provinz, in einen Distrikt namens Itakyry. Dort besuche ich eine katholische Missionsstation, die seit Jahren eng mit mehreren indigenen Gemeinden des Volkes der Avá zusammenarbeitet. Mich interessiert die besondere Situation der Nachfahren der Ureinwohner und wie sich der Sojaboom auf deren Gemeinschaften auswirkt.

Vater Juan, lässig in Shorts und Polo-Shirt gekleidet, begrüßt mich freundlich und bereitet eiskalten Tereré zu, den wir bei 35 feucht-schwülen Grad auf der Veranda trinken.

Das Ziel der Missionare bestand nie darin, die „Wilden“ zu zivilisieren und zu bekehren, erklärt der polnische Priester die über zwanzigjährige Arbeit der Station mit vier Mitarbeitern. Vielmehr gehe es um interreligiösen Dialog und gegenseitigen Austausch auf Augenhöhe. Dazu gehört für ihn auch, fließend Guaraní zu sprechen, um die Nachbarn in den Bereichen Bildung, Gesundheit und Schaffung von Einkommensmöglichkeiten praktisch zu unterstützen. Denn die einstigen Nomaden leben heute an festen Orten, jedoch immer noch im Familienclan. Die Rodung der Wälder machte es seit Jahrzehnten immer schwerer zu wandern und von dem zu leben, was der Wald bietet. Heute ist diese traditionelle Lebensform unmöglich.

Padre Juan lebt seit vielen Jahren hier und weiß um die Zerrissenheit der indigenen Gemeinschaften. Die religiösen Führer, Casique genannt, würden nicht mehr anerkannt und hätten den einstigen Einfluss verloren. Er spricht von einer Invasion, mit der die fünf indigenen Völker, in denen es insgesamt 17 unterschiedliche Gruppen in ganz Paraguay gibt, konfrontiert sind. Die Vereinnahmung komme von vielen Seiten. „Da ist zum einen das ökonomische Lebens- und Wirtschafts-Modell, das ihnen seit Jahren aufgedrängt wird. Noch vor 20 Jahren haben sie ohne Geld gelebt. Heute brauchen sie es, um Lebensmittel kaufen zu können und es ist wichtig geworden, ein Motorrad zu haben.“

Zum anderen gebe es eine religiöse Vereinnahmung durch unterschiedlichste Glaubensgemeinschaften und Sekten, aber auch politische Spaltungen durch Einflussnahme unterschiedlicher Parteien.

Gesellschaftlich nehmen die Indigenen den untersten Rang ein und werden stigmatisiert. Sie erleben einen Alltagsrassismus, der ihre Teilhabe erschwert und ihre Rechte werden häufig mit Füßen getreten. Ihr grundsätzlich anderes Weltbild stößt auf Unverständnis. In der Bevölkerung gelten sie als schmutzig, dumm und faul. So kämpfen sie z.B. mit dem Vorurteil, dass Indigene keine Landwirte sein können. Dabei haben sie schon immer auch Feldfrüchte angebaut.

Auf einem Rundgang durch die benachbarte Gemeinschaft der Avá stellt mich Vater Juan einigen Mitarbeitern der dortigen landwirtschaftlichen Kooperative vor. Sie säen gerade mit einem Traktor gentechnisch veränderte Soja aus. Auch hier seien kaum noch konventionelles, also nicht manipuliertes Saatgut, und natürliche Dünger im Handel zu bekommen. „Die Silos haben natürlich ein Interesse daran die veränderten Sorten und dazugehörigen Chemikalien loszuschlagen und dafür gleichzeitig einen Anteil der Ernte zu beanspruchen“, sagt der Priester, der um die negativen Folgen der Pestizide weiß. Also versuche er die Auswirkungen für die Gemeinde so gering wie möglich zu halten, indem er immer wieder darauf hinweise, dass nur frühmorgens oder abends gesprüht werden soll, wenn kein Wind weht, dass sie breite Grünstreifen zwischen ihren Siedlungen und den Wasserläufen lassen sollen und nach Regenfällen nicht im Bach baden dürfen.

Neben Soja und Getreide die verkauft werden, versuchen die Missionare die Mitglieder der Kooperative auch davon zu überzeugen, dass sie ausreichend Feldfrüchte für den eigenen Bedarf anbauen und Selbstversorger bleiben. Mais, Maniok und Sonnenblumen haben den Vorteil, dass keine Chemie eingesetzt werden muss. Eine kürzlich angeschaffte Ölpresse versorgt die Gemeinschaft mit eigenem Öl. Außerdem wird der Speiseplan mit Fischen aus eigener Zucht erweitert.

Auch für die indigenen Kleinbauern ist die Grundlage ihres Überlebens der Zugang zu Land.

Viele Gemeinschaften leben in geschützten Gebieten, doch wie gefährdet ihre Territorien sind, zeigt ein unglaublicher Vorfall, der sich während meines Besuches in derselben Provinz Itakyry ereignet.

Dabei spitzt sich in diesen Tagen unweit der Missionsstation ein Konflikt zu, in dem es um 2.638 Hektar Land geht. Diese Fläche ist von der Behörde, die für den Schutz der indigenen Bevölkerung zuständig ist, zwar fünf indigenen Gemeinschaften zugesprochen worden, trotzdem erheben mehrere Brasilianer Anspruch darauf.

Sie behaupten, die rechtmäßigen Eigentümer zu sein und dies auch belegen zu können.

Eine gängige Praxis seien diese „*Titulos Volantes*“, gekaufte Landtitel, mit denen Sojabauern Anspruch auf Land erheben, das ihnen gar nicht gehöre, erklärt Vater Juan diese paradoxe Situation. „Wenn sie tausend Dollar bezahlen, um einen Landtitel zu kaufen – und in diesem korrupten Land finden sich genug Richter, die die Legitimität dieser Titel anerkennen – und sie dann Soja anbauen, die ihnen zehntausende Dollars einbringt, haben sie immer noch einen satten Gewinn gemacht.“ Es könne vorkommen, dass es für das gleiche Stück Land mehrere solcher gefälschten Titel gebe und dann vor Gericht der legitime Anspruch geklärt werden müsse. „Die Kleinbauern

denen das Land wirklich gehört, können sich so ein Verfahren aber nicht leisten.“

Trotz Publikmachung des Falles durch die Koordinationsstelle für indigene Angelegenheiten, CONAPI, einem Organ der katholischen Kirche, kündigen die Brasilianer einige Wochen später die Räumung an, um mit der Aussaat beginnen zu können. An einem Donnerstag stehen sich die Bewohner, die ihr Land mit traditionellen Waffen verteidigen wollen, angeführt von den Caciques der fünf Gemeinden, und die Abordnung der „neuen Eigentümer“ gegenüber. 20 Pickups mit Schusswaffen tragenden Männern sind vorgefahren. Die Stimmung ist zum Zerreißen gespannt. Dann rückt das Räumkommando plötzlich ab und die Indianer jubeln.

„Wir haben geglaubt, die Gefahr sei abgewendet“, erinnert sich Raquel Peralta die im CONAPI-Büro in der Hauptstadt Asunción arbeitet und von dort aus alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um die betroffenen Gemeinden zu schützen. „Aber noch während ich mit dem Bewohner telefoniert habe, der mir davon berichtete, sagte er, es seien Flugzeuggeräusche zu hören und als er zum Himmel sah, war eine Propellermaschine im Anflug, die etwas aus der Luft versprühte.“ Entsetzt schreit die Nonne und Ethnologin in den Hörer sie sollten alle sofort wegrennen und Zuflucht in den Häusern suchen. Aber ein Teil der Bewohner kann sich nicht mehr in Sicherheit bringen. Mehrere Frauen und Männer werden mit starken Vergiftungserscheinungen ins Krankenhaus eingeliefert, ohne dass man weiß welches Pestizid aus der Luft versprüht wurde.

Es gibt landesweit entsetzte Proteste und eine Demonstration in Asunción. Raquel Peralta stellt Strafanzeige und erwirkt eine offizielle Untersuchung, um die Chemikalien zu bestimmen. Aber wirkliche Sanktionen hätten die Brasilianer nicht zu erwarten, sagt sie bitter. Von eventuellen Strafen könnten sie sich außerdem leicht freikaufen. „Es ist ein regelrechter Krieg“, beschreibt sie das Vorgehen von Sojaproduzenten in ganz Paraguay, die Urbevölkerung zu vertreiben, indem sie gezielt Chemie einsetzen. Dass sie sich einfach indigenes Land aneignen, Wälder roden und die Flächen illegal bewirtschaften, sei traurige Realität.

9. Kommt Lugo? – die Schwierigkeit des demokratischen Wandels

Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in der solche eklatanten Menschenrechtsverletzungen nicht mehr vorkommen, war im Jahr 2008 durch die Präsidentschaftswahlen genährt worden. Auch mit den Stimmen der indigenen Bevölkerung, der Kleinbauern und Landlosen wurde der demokratische Fernando Lugo ins höchste Amt gewählt. Damit fand die 61-jährige

Herrschaft der rechtskonservativen Colorado-Partei ein historisches Ende. Der „demokratische Wandel“ war in aller Munde: Kampf gegen Korruption und grundlegende Reformen hatte der ehemalige Bischof versprochen, darunter eine umfassende Agrarreform. Doch anderthalb Jahre nach seinem Amtsantritt hat sich an der ungerechten Landverteilung, der Armut und dem Hunger nichts geändert.

Zurück in Asunción, im Gepäck die Eindrücke aus Alto Paraná, wohne ich Anfang November einem historischen Ereignis bei: Im Zentrum Asuncións treffen sich zum allerersten Mal die „fortschrittlichen Kräfte Paraguays“, mit deren Hilfe das Wahlbündnis Lugos gewonnen hatte. Man will sich über die politische, soziale und wirtschaftliche Lage des Landes austauschen. Hier treffe ich Vertreter von Organisationen aus der Provinz San Pedro, in der ich meine Soja-Reise fortsetzen werde.

Über 4.000 Menschen aus dem ganzen Land sind bereits im Morgengrauen angereist; im Gepäck die Fahnen und Transparente ihrer Organisationen, Forderungen an die Regierung und die obligatorische, riesige Thermoskanne für den kalten Mate-Tee. In der Halle herrscht gespannte Erregung. Sprechchöre, in die Höhe gereckte Fäuste, geschwenkte Fahnen und eine kraftvolle Erregung der Masse, die gespannt auf Fernando Lugos Ankunft wartet. Vor der blau-weiß-rot geschmückten Bühne hat sich die Presse des Landes versammelt und sogar das venezolanische Fernsehen ist da.

Kurz vor zehn erfasst Unruhe den Saal, Uniformierte in olivgrünen Jacken postieren sich zu beiden Seiten des Mittelgangs, die Leute beiseite drängend. „Lugo kommt!“ Unter Beifall geht der schlanke Politiker mit der markanten Brille und dem grauen Bart, umringt von seiner Leibwache, auf das Podium zu und schüttelt dabei Hände. Ehe ich mich versehe, streckt auch mir der Präsident der Republik die Hand hin, die ich reflexartig greifen kann, bevor er weiter geht. Anhaltender Applaus auch noch, als er auf der Bühne steht und winkt.

Seine Rede auf Guaraní ist kurz und poetisch. Ein Bekannter übersetzt für mich seine Worte vom politischen Wechsel, der mit seiner Wahl am 20. April 2008 in Paraguay eingeläutet wurde. Er beschwört die sozialen Kräfte, die für diesen historischen Sieg gesorgt haben und die Wichtigkeit der Einheit der Bewegung für das Vorantreiben des politischen und gesellschaftlichen Wechsels.

Was für eine Wohltat muss es für den täglich im Kreuzfeuer der rechtskonservativen Opposition und Medien stehenden Politiker sein, sich inmitten von Menschen zu befinden, die mit seiner Regierung die Hoffnung auf ein gerechteres Paraguay verbinden! Auch wenn Lugo noch nicht viel verändert hat – oder es mit nur einem Senator auf seiner Seite nicht konnte – und viele enttäuscht sind von ihm, stimmen alle Rednerinnen und Redner an diesem Tag darin überein, dass weiter gekämpft werden muss.

Das bekannte und viel verwendete Zitat vom vereinten Volk, welches gemeinsam unbesiegbar ist, das auch Lugo wiederholt bevor er abfährt, mag einfach klingen, aber genau das ist der Anlass für dieses landesweite Treffen. Denn die Gerüchte über einen möglichen Staatsstreich haben derzeit ein besorgniserregendes Ausmaß angenommen. Man spricht von der „Attacke der Rechten“, die ihre Macht und ihre Privilegien gefährdet sehen und alles daran setzen, diese zu erhalten. Die sozialen Bewegungen sehen sich seit Lugos Amtsantritt im September 2008 einer besonders heftigen Diffamierungs- und Kriminalisierungswelle gegenüber. Umso wichtiger sind die Demonstration von Geschlossenheit und die Formulierung gemeinsamer Forderungen an diesem Tag. Es geht um die Veränderung des alten Politik-, Wirtschafts- und Agrarmodells, um einen tiefgreifenden sozialen und politischen Wechsel. Die Umsetzung wesentlicher Menschenrechte, sozialer Ökonomie, Selbstbestimmung, Umweltschutz und die Bekämpfung der Armut sind Stichworte auf dem Podium.

Dort werden 4-minütige Reden von Frauen und Männern aus dem ganzen Land gehalten. Campesino-Organisationen, Interessenvertretungen von Hausangestellten, arbeitenden Kindern und Taubstummen, Gewerkschaften, sozialistische und kommunistische Parteien, Indigene, Landlose und Feministinnen fordern unter lautem Beifall die Bekämpfung der Armut, mehr Bildung, Gesundheitsversorgung für alle, bessere Arbeitsbedingungen, Ernährungssouveränität und eine umfassende Landreform. Sie prangern die Korruption der Politiker, Gerichte und Polizeigewalten im Land an, die ungerechte Landverteilung, die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen durch ausländische Firmen und die Vergiftung der Erde.

Der Prozess des Wandels stehe noch am Anfang und sei gefährdet, aber „die Hoffnung lebt“, denn „dies ist unsere Chance für ein menschlicheres Land und ein besseres Leben für alle!“ Es braucht einen langen Atem und aufmerksame Wachheit, um diesen Wechsel weiter zu führen. Die demonstrierte Geschlossenheit der sozialen Bewegungen ist dabei das A und O.

10. „Wir lassen uns nicht länger belügen“ – San Pedro widersteht

Nach kurzem Aufenthalt in Asunción geht meine Reise weiter in die nördliche Provinz San Pedro, eine der größten und ärmsten Paraguays, in der 80% der Bevölkerung auf dem Land leben. Zwei Wochen lang werde ich in verschiedenen Distrikten von San Pedro unterwegs sein und hunderte Kilometer mit Bussen und Motorrädern zurück legen, um weitere Organisationen und deren Arbeit kennen zu lernen.

Im Gegensatz zu Alto Paraná hat sich die Soja hier noch nicht so extrem ausgebreitet, was auch auf die Sensibilisierung und den Widerstand der lokalen Bevölkerung zurückzuführen ist, erfahre ich vorab. Es gibt häufig Anzeigen und Demonstrationen gegen die Pestizid-Besprühungen; die vielen tausend Landlosen werden in ihren Forderungen von breiten Teilen der Bevölkerung unterstützt und die Vertreter der vielen Gruppen und Netzwerke schaffen es innerhalb kürzester Zeit, einige tausend Menschen auf die Beine zu bringen. Sie protestieren z.B. mit Straßenblockaden gegen geplante Privatisierungsgesetze oder – ganz aktuell in diesem November 2009 – gegen die Kürzung des Sozialhaushalts für das kommende Jahr.

Von Asunción aus bin ich mehrere Stunden mit dem Bus nach San Vicente, eine kleine Provinzstadt, unterwegs. Am Fenster zieht zunächst eine flache Landschaft mit viel Weideland, Flüssen und Teichen vorbei. Aus trockener Grassteppe ragen tausende zerzauste Palmen und noch mehr Termitenhügel. Die größeren Ortschaften mit den charakteristischen, bunt angestrichenen Häusern aus Stein oder Holz empfangen die Durchreisenden mit Bars und Ständen voller Erfrischungen. Kleine Läden, sogenannte *Despensas*, decken den Bedarf des täglichen Lebens sowie an landwirtschaftlichen Geräten. In den Vorgärten spenden riesige Mangobäume wohlthuenden Schatten mit ihrem dichten, dunkelgrünen Laub. Sie hängen schon voller grüner Früchte und Ende Dezember werden sich die Zweige unter der gelbroten Last biegen. Auf den typischen Metallstühlen, mit gespannten Gummileinen als Sitz- und Rückenlehne, entspannen die Leute auf der Terrasse oder unter Bäumen und trinken kalten *Tereré*.

Nach sieben Stunden Reise, inklusive Buspanne unter glühender Sonne, biegt der Bus schließlich von der Nationalroute auf eine der vertrauten Landstraßen aus staubiger roter Erde ein, die so charakteristisch sind und die bei Regen unpassierbar werden. Die Häuser am Straßenrand werden einfacher. In den Gärten laufen Kühe, Schweine und Hühner herum. Inmitten undurchdringlich erscheinender Wildnis taucht eine Fläche schwarzes Land auf. Verbrannte Baumreste qualmen; hier wurde ein Stück Wald gerodet, um Ackerfläche zu schaffen.

Erste Soja-Plantagen tauchen auf; riesige eingezäunte Flächen mit endlosen Reihen wachsender Sojapflanzen, die aussehen wie mit dem Lineal gezogen. Dazwischen Weideflächen, Gehöfte, wieder Wald, Maisfelder.

In San Vicente werde ich schon von einer Abordnung des „Espacio Unitario“ erwartet. In dieser Plattform sind auf nationaler Ebene die meisten sozialen und politischen Organisationen Paraguays zusammengeschlossen.

Die Straße der heiligen Rosa ist ein aufgewühlter Sandweg der über siebenkilometer schnurgerade verläuft und dann abrupt an den Ländereien eines Brasilianers endet. Links und rechts der Straße sind alle paar

hundert Meter hölzerne Wohnhäuser angeordnet; von Bäumen umgeben, dahinter Gemüsegärten und die Felder. In einem der Häuser wohnt Familie Velasquez, bei der ich untergebracht werde.

Cerveliana und Aniano haben nur eine Tochter, Mercedes, die mit ihrem Verlobten Luis zusammen bei ihren Eltern wohnt und im April ein Kind bekommen wird. Sie teilen sich den einzigen Wohnraum, in dem zwei Betten, ein Schrank, eine Kommode, ein Tisch mit Geschirr und Wasser sowie der Kühlschrank stehen. Dahinter schließt sich die Küche mit der zentralen Feuerstelle am Boden an. Beide Räume sind fensterlos. Licht kommt tagsüber durch die offene Tür und die Ritzen der Holzwände herein.

Die Sonne geht gerade unter und taucht den Himmel in leuchtende Pastellfarben. Wenig später herrscht tiefschwarze Nacht und am Himmel funkeln Millionen Sterne. Die Zeit der Zikaden beginnt und ein fast ohrenbetäubendes Surren, wie von abertausenden schnell kreisenden Metallscheiben, erfüllt die Luft.

Um Neun bin ich zu einer Versammlung des „Espacio Unitario“ eingeladen, die unter dem großen Vordach des rosa gestrichenen Hauses eines Genossen beginnt. Mit etwa 25 jungen und alten Männern aus der Nachbarschaft sitze ich in einem großen Kreis und werde neugierig gemustert, als ich mich vorstelle. Der Präsident Ernesto Pikagua schildert kurz die Situation ihrer Gemeinde, die extrem unter dem Sojaanbau des brasilianischen Nachbarn leidet. Nur einen Kilometer entfernt verläuft die Grenze seiner 42.000 Hektar, auf denen bis vor sieben Jahren noch Rinder weideten und heute Soja angebaut wird. Seitdem kämpfen die Nachbarn des „Espacio Unitario“ für Schutzmaßnahmen gegen die giftigen Dämpfe der Pestizide, die ihre Gesundheit gefährden und die Umwelt belasten.

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Emanuel Gomez und seiner Familie. Zusammen mit der 14-jährigen aufgeweckten Tochter Elvira, die beim Gehen den Becher mit Tereré für uns auffüllt, laufen wir bis zum Rand der Ländereien von Emilio Eswaldo Araujo, dem benachbarten Sojaproduzenten.

Am Drahtzaun, hinter dem sich makellose Reihen dunkelgrüner, kniehohere Sojapflanzen erstrecken, machen wir halt. An dieser Stelle finden die Demonstrationen statt und werden die staatlichen Abordnungen empfangen, die den regelmäßigen Anzeigen der Anwohner nachgehen. Eigentlich hat der Eigentümer die Auflage, hier einen 100 Meter breiten Streifen schützenden Grüngürtel anzupflanzen. Aber kein einziger Halm verstellt die Sicht auf das Sojafeld, das vom aufkommenden Gewitterwind zerzaust wird. Nur ein schmaler Streifen Erde, der frisch gepflügt scheint, zieht sich am Zaun entlang. Dort sei vor kurzem Kamerun-Gras gesät worden. Aber die bis zu zwei Meter hoch werdende Pflanze „ist überhaupt kein wirkungsvoller Schutz“ sagt Manuel. „Das ganze Jahr über wird hier Gift gesprüht, denn

nicht nur Soja, sondern auch Mais und Weizen werden mit Chemikalien behandelt. Das weht alles zu uns herüber, tötet unsere Hühner und macht uns selbst krank.“

Auf dem Rückweg spricht er von der Hoffnung auf einen wirklichen politischen Wechsel mit der Regierung Lugo, die er noch nicht aufgegeben hat. „Wir lassen uns nicht länger von den alten Parteien belügen und betrügen! Zu oft sind die Politiker vor der Wahl gekommen, haben Versprechungen gemacht, die sie nie halten wollten und Stimmen mit billigen Geschenken gekauft. Aber jetzt sind wir wach und organisiert und müssen verhindern, dass die Rechten wieder an die Macht kommen. Die ganzen alten Seilschaften sind aus ihren Posten zu hebeln, um mit der Korruption zu brechen, die das ganze Land lähmt und zu Gunsten der Reichen und Mächtigen funktioniert.“

Später treffe ich Gregorio Fernandez, auch er ein Campesino und Vertreter eines Produktionskomitees. „Die Ausbreitung der industrialisierten Landwirtschaft mit riesigen Soja-, Weizen- und Mais-Monokulturen vertreibt die ländliche Bevölkerung, welche die ständige Belastung durch die Pestizide nicht mehr erträgt.“ Auch hier geben viele Bauern ihre Felder auf. Gegen diese Entwicklung versuchen sie anzukämpfen. „San Pedro ist eine der Provinzen, vielleicht die letzte, in der es massiven Widerstand gibt. In anderen Teilen des Landes, in Alto Paraná, Itapúa, Caaguazú, Amambay gibt es fast keine Kleinbauern mehr. Sie wurden von den großen Produzenten verdrängt und viele unserer Kollegen sind hierher gezogen.“ Deshalb sei San Pedro auch eine sehr konfliktreiche Gegend: „In fast allen Gemeinden gibt es Basisorganisationen, die sich gegen das Vorrücken der Soja, gegen Abholzung, Umweltverschmutzung und die Pestizidbesprühungen wehren.“

Der Kampf der Campesinos hat hier eine lange Tradition. Mitte der 80er Jahre, noch während der Diktatur, konnte von der Regierung das Zugeständnis erwirkt werden, eine neue Siedlung zu gründen. Den damals bewaldeten Landstrich machten die Bauern aus der Region urbar. Weitere Siedlungen folgten. „Sie wurden alle gemeinschaftlich erkämpft“, sagt Gregorio stolz. Heute leben in San Vicente 2.000 Familien in 28 Gemeinden. Der Verwaltungsbezirk umfasst 17.000 Hektar Land.

Der Bedarf an Land ist weiterhin groß, das Thema Landbesetzungen aktueller denn je. Doch gibt es auch immer wieder Rückschläge wie 1999, als bei einer brutalen Räumung durch Polizei- und Militäreinheiten vier Männer erschossen und viele Aktivisten zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Nach Neuverhandlungen mit der Regierung wurde schließlich auf dem Stück Land eines brasilianischen Großgrundbesitzers eine neue Siedlung gegründet. Sie trägt den Namen „Crescencio Gonzalez“ in Erinnerung an einen der Toten.

Immer wieder zeigen die Anwohner die gesundheitsschädigenden Nebenwirkungen der Chemikalien an. Davon höre diese Praxis zwar nicht auf, aber es sei doch ein großer Erfolg, dass viele Menschen sensibilisiert würden, dass die Geschehnisse dokumentiert und öffentlich diskutiert würden. „Die Leute bilden sich eine Meinung, beziehen Stellung und wehren sich.“ Zumindest in den kleinbäuerlichen Komitees, denn in den Gemeinden gibt es auch kleine oder mittelgroße Landwirte, die am Soja-Boom mitverdienen wollen und ihr Land dafür verpachten oder verkaufen. „Es ist ein innerer Kampf um Geschlossenheit und ein äußerer gegen die Kriminalisierung der Bewegung“, beschreibt Gregorio die Situation.

Er selbst lebt seit einem Jahr mit einer „Orden de Captura“, einem Haftbefehl, der gegen ihn verhängt wurde, weil er als führender Kopf einer Protestaktion gilt. Mit einer lebenden Mauer hatten Anwohner dabei versucht die Sprühfahrzeuge zu blockieren. „Man rief mich dazu, denn ich bin gleichzeitig offiziell gewählter Ratgeber der Gemeinde. Es wurden Fotos gemacht, wie ich inmitten der Menge stehe, und ich wurde wegen Aufstachelung zu Gewalt und Störung der öffentlichen Ruhe angeklagt.“

Davon einschüchtern lässt er sich nicht, auch nicht von Morddrohungen, denn dann sei der politische Versuch, die Bewegung von außen zu entzweien, erfolgreich. Er zeigt sich weiterhin in der Öffentlichkeit, während ein Anwalt versucht gegen den Haftbefehl vorzugehen.

11. „Für sie sind wir wie Ungeziefer“ – Von der Ohnmacht der Kleinen

Meine Reise führt mich in einen weiteren Distrikt von San Pedro. Auch hier sind die Erfahrungen mit den Auswirkungen der Sojafelder und der Repression gegen den Widerstand der lokalen Bevölkerung ähnlich.

In Lima besuche ich Lucía Pavon, die mit ihrer Familie auf einem idyllischen Flecken Erde lebt. Hinter dem schattigen Hof liegt eine Weide für ein paar Kühe, die nicht nur Milch geben, sondern auch die Krankenversicherung der Familie sind. Im Notfall können sie für unvorhergesehene Ausgaben wie Arztrechnungen verkauft werden. Vögel zwitschern; auf dem Herdfeuer im hölzernen Küchenhaus köchelt das Mittagessen vor sich hin; ein dicker Eintopf aus Schweinefleisch, Reis und Gemüse. Die jüngste Tochter Silvia hat schon ihre Uniform an, um nach dem Essen in die nahe gelegene Schule zu gehen. Doch die alltägliche Idylle trägt, denn in wenigen hundert Metern Entfernung, hinter einem lichten Wäldchen, beginnen riesige Sojafelder. „Unsere ganze Gemeinde ist mittlerweile davon umringt“, sagt sie. Auch hier sind es, wie so häufig, Sojeros aus Brasilien, die im großen Stil Soja anbauen und sich immer weiter ausbreiten. „Sie nehmen keine Rück-

sicht darauf, ob gerade Wind weht, wenn sie ihre Felder besprühen“, sagt die quirlige Frau.

Die Symptome, die von den herüberwehenden Pestiziddämpfen verursacht werden, sind mir ebenfalls schon oft geschildert worden: „Ich bekomme Bauchschmerzen und Durchfall davon“, sagt Lucia. Sie zählt weiterhin Übelkeit mit Erbrechen, Hautausschläge und Kopfschmerzen auf; manche Kinder kommen hier mit Missbildungen zur Welt. „Vor kurzem sind mir 30 Hühner auf einen Schlag gestorben. Auch die Nachbarn beschwerten sich. Es ist schrecklich!“

Wenig überraschend auch, dass es keine schützenden Grünstreifen gibt. „Sie wollen ihre Anbaufläche nicht verkleinern, sondern jeden Zentimeter mit Soja bepflanzen.“ Lucia fürchtet die Langzeitwirkungen, „Ich habe Angst früh zu sterben, denn wir essen ja auch unsere Bohnen und die Maniokwurzeln, die auf unseren Feldern neben der Soja wachsen.“

Deshalb nimmt sie seit anderthalb Jahren an Demonstrationen teil und versucht mit den Nachbarn Pestizid-Besprühungen zu blockieren. Doch die brasilianischen Sojabauern in der Region werden von Polizei und Sondereinheiten unterstützt, die deren Interessen durchsetzen, sagt sie. Noch schlimmer findet sie, dass bewaffnete Schläger angeheuert werden, Paraguayer, die ganze Gemeinden einschüchtern und Aktivisten bedrohen.

Benigno Acosta wohnt mit seiner Familie fünf Minuten entfernt und ist Präsident des Nachbarschaftskomitees. Auf seinen Schwiegervater wurde fünf Mal geschossen, als dieser dasselbe Amt inne hatte. „Nachts drangen bewaffnete Männer in unser Haus und zielten direkt auf seine Brust“, beschreibt er das Attentat. Die Familie ist sich sicher, dass der benachbarte Sojabaron die Mörder beauftragt hat, weil das Engagement des alten Funktionärs ihm ein Dorn im Auge war. Wie durch ein Wunder überlebte er, weil seine Familie ihn sofort ins Krankenhaus transportierte. Doch bis heute gab es keinerlei staatliche Unterstützung, weder um den Anschlag aufzuklären noch um die finanzielle Belastung etwas zu senken.

Benigno ist verbittert und hat den Glauben an Gerechtigkeit verloren, trotzdem will er sich nicht einschüchtern lassen, sondern den Kampf weiter führen. Aber einfach ist es nicht. Seine Familie lebt umringt von Sojafeldern, weil Nachbarn bereits dem Druck nachgegeben und den Ort verlassen und ihre Äcker verkauft haben. Er zeigt mir sein Maniokfeld, das vor ein paar Tagen ebenso großzügig mit Gift besprüht wurde, wie das angrenzende Sojafeld direkt daneben. „Für sie sind wir Ungeziefer“, sagt Benito verbittert. „Aber wenn wir aufgeben und unser Land verlassen, was bleibt uns dann noch?“, fragt er. In die Stadt zu migrieren sei keine Alternative für ihn, er ist Landwirt und will es bleiben, denn seine Felder sind alles, was er hat.

12. Nicht ohne die Frauen! – vom Aufbrechen machistischer Strukturen

Beeindruckt vom Durchhaltewillen und der Entschlossenheit der Bauern in Lima, steige ich ein weiteres Mal in einen der alten, klapprigen Linienbusse, der mich ins südwestliche San Pedro bringt. Statistisch gesehen besitzen in diesem Distrikt 670.000 Menschen je ca. 0,15 Hektar, während neun Personen zusammen über je 17.780 Hektar verfügen. In der Kleinstadt Capi'ibary lerne ich eine der wenigen Frauen kennen, die innerhalb einer Kleinbauernorganisation eine Führungsposition bekleidet.

Schon dem Namen der landesweit arbeitenden OLT, Organización de Lucha por la Tierra, ist zu entnehmen, dass die Mitglieder für Land kämpfen. Sie setzen sich seit 1993 für eine umfassende Agrarreform ein, durch die das Land gerechter verteilt werden soll. „Diese territoriale Selbstbestimmung ist die Voraussetzung für eine selbstbestimmte Landwirtschafts- und Ernährungspolitik in Paraguay“, erklärt die 36-jährige Ester Leiver.

Denn auch hier schreitet der Sojaanbau rasant voran und bedroht die Lebensgrundlage der Kleinbauern, angeheizt vom Bedarf der Industrieländer und den transnationalen Firmen, die daran verdienen. Viele der bisherigen Weideflächen in dieser Gegend werden von den großen Rinderbauern in Sojafelder verwandelt. Die Konsequenzen für Anwohner und Umwelt, von denen ich höre, sind die altbekannten.

Esther Leiver scheint nie müde zu werden. Von morgens bis abends ist sie auf den Beinen, nimmt an einer Versammlung nach der anderen teil, koordiniert Aktivitäten, leitet Workshops, ist bei jeder Demonstration mit dabei, versucht Gelder zu besorgen. Damit macht sie sich nicht nur Freunde. Als bekannte Aktivistin der OLT wurde sie schon mehrmals angezeigt, weil sie Unruhe stiften und Leute aufwiegeln würde, denn sie nimmt kein Blatt vor den Mund, um Ungerechtigkeiten zu thematisieren.

Bei all dem kann sie immer noch herzlich lachen. Sie ist anerkannt und beliebt. Viele Leute kommen mit ihren Anliegen zu ihrer Compañera und setzen auch als Kandidatin für die Bürgermeisterwahlen im Jahr 2010 große Hoffnungen auf sie.

Die sympathische Mutter von fünf großen Söhnen kann nicht einfach die Hände in den Schoß legen und gleichzeitig um die vielen Ungerechtigkeiten ihres Landes wissen. Das gilt besonders auch für die Situation der Frauen in Paraguay. „Sie werden ausgebeutet und diskriminiert. Vor allem auf dem Land sind die Campesinas marginalisiert. Viele von ihnen sind Analphabetinnen, die meisten kennen ihre Rechte nicht und können sich daher auch nicht darauf berufen.“ Ester ist in diesem machistischen System aufgewachsen, in dem Männer alle Entscheidungen treffen und die

Frauen sich im Hintergrund abrackern. Haushalt, Kinder, Kleinvieh und der Hausgarten, die Huerta, gehören zu ihren Aufgaben. 8, 12 oder mehr Kinder sind keine Seltenheit, und manche Frauen sind ihr ganzes Leben lang schwanger. Sie würden sich nie trauen, das in Frage zu stellen. Familiäre Gewalt ist weit verbreitet, und auch das tragen sie oft als ihr Los. Verheiratete Frauen verlassen fast nie mehr das Haus; die Liste ließe sich endlos fortführen.

„Diese Muster müssen durchbrochen werden“, sagt sie und hat selbst einen steinigen Weg hinter sich. Gegen den anfänglichen Widerstand ihres Mannes hat sie als Zwanzigjährige angefangen auf Treffen zu gehen, sich weiter zu bilden und zu emanzipieren. „Ich habe viel gelitten, aber ich habe nicht klein beigegeben“, sagt sie und ist stolz, dass sich heute ihre ganze Familie engagiert.

Im eigenen Radio der OLT spricht sie fast täglich, um die Menschen in der Region aufzuklären und zu sensibilisieren; dazu gehören auch Frauenrechte, denn nur gemeinsam kann der Kampf gewonnen werden.

„Um den Sender aufbauen zu können, haben wir die Stadtverwaltung solange genervt, bis wir ein wenig Geld bekommen haben“, erzählt Esther. Seit fünf Monaten wird aus einem winzigen Raum im Haus der OLT gesendet, die Technik ist alt, aber sie funktioniert. Draußen ragt eine ungefähr 50 Meter hohe Antenne in die Luft. Im Umkreis von 80 bis 100 km kann der Sender empfangen werden. „104,3 OLT comunicación, la voz del pueblo“ verkündet die tiefe Männerstimme des Jingles mit rollendem R in regelmäßigen Abständen. Die „Stimme des Volkes“ ist täglich von 5 Uhr morgens bis 23 Uhr abends zu hören und wird gut angenommen. Das vielfältige Programm bietet traditionelle paraguayische Musik, nationale Nachrichten ebenso wie lokale Informationen und aktuelle Mobilisierungen, Sendungen von Frauen, Indigenen, Landlosen und Jugendlichen, häufig auf Guaraní. Mit seinen sozialen und politischen Themen fungiert das Radio als Sprachrohr der OLT und anderer Organisationen.

13. Durchhalten um jeden Preis – der Kampf der „Sín Tierras“ in Capibary

Als Bewegung, die sich mit der Landproblematik beschäftigt, unterstützt die OLT auch die Landlosen im Distrikt, die „Sín Tierras“. Am Morgen haben sich ungefähr 20 Männer des einige Kilometer entfernt liegenden Camps von Landlosen im Versammlungsraum eingefunden. Sie warten auf Abgeordnete des INDERT, der staatlichen Institution für Landfragen, die angekündigt haben das Camp zu besuchen. Am Ende werden die Anwe-

senden enttäuscht und unverrichteter Dinge wieder zu ihren provisorischen Hütten fahren, denn – wieder einmal – wird niemand kommen.

Während sie warten, erläutert mir Higinio Colmar ihre Situation. Seit sechs Jahren fordern sie für sich und ihre Familien 15.000 Hektar Land von einem Großgrundbesitzer, der auf seinen 40.000 Hektar vor allem Rinderzucht betreibt und nach und nach mit Soja beginnt. 3.500 Menschen warten darauf, einen Ort zum Leben und Arbeiten zu bekommen. Um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen, besetzten sie vor zwei Jahren ein Stück Land von ihm, haben das Camp aus Angst vor einer Räumung inzwischen aber auf den Grund und Boden eines sympathisierenden Bauern verlegt.

Das Camp ist das größte seiner Art in der Region; es gibt noch fünf weitere, in denen ebenfalls um Land gekämpft wird. In Erinnerung an einen Genossen, der bei einer Räumung Anfang der 90er Jahre starb, wurde es auf den Namen „Aldo Brisnela“ getauft.

„Es ist ein symbolischer Ort des Kampfes gegen die Armut der Campesinos und die Vernachlässigung durch den Staat, gegen fehlende Bildung und Gesundheitsversorgung und gegen die Großgrundbesitzer, die ihre Interessen brutal durchsetzen“, fasst Higinio den Kampf zusammen. Dieser wird von breiten Teilen der Bevölkerung im Distrikt unterstützt. Im letzten Jahr haben bis zu 3.000 Menschen an den fast monatlich stattfindenden Demonstrationen teilgenommen. Sie dauerten meist mehrere Tage und gingen mit Straßenblockaden einher.

Ich nutze die Gelegenheit, mit ihnen zurück zu fahren, um das Camp zu besuchen. Es liegt am Hang eines grünen Tales, umgeben von einem Waldgebiet und begrenzt von einem Bach.

Links und rechts eines ausgewaschenen, steilen Pfades stehen 30-40 selbstgebaute bunte Zelte. Sie sind aus gebogenen Holzstäben errichtet und mit blauen und orangefarbenen Plastikplanen bedeckt. Das Motorrad hält vor der einzigen Holzhütte an. Ein Stück schwarze Plastikfolie ist die Tür. In der Küche nebenan, die aus Planen besteht, raucht ein Holzfeuer vor sich hin.

Frauen, Männer und Kinder kommen neugierig näher. Ich werde herumgeführt, erhasche Einblicke in Zelte, durch die der Wind pfeift. Alles ist einfach, fast provisorisch.

Auf dem abschüssigen Boden liegen Decken, die als Betten dienen. Sie sind zugedeckt, um sie vor Staub und Sand zu schützen, während ihre Bewohner auswärts als Tagelöhner arbeiten. Denn die Gemeinschaft muss auch versorgt werden. Zwischen 100 und 150 Menschen leben hier permanent. Im 2-Wochen-Rhythmus wechseln sie sich ab, um das Camp am Leben zu halten. Die meisten wohnen verstreut im Distrikt Capi`ibary bei ihren Familien. Es gibt aber auch viele, die dauerhaft im Camp wohnen, weil sie sonst keine Bleibe haben.

Es ist ein entbehrungsreiches Leben, das sie hier führen. Oft gibt es nicht genug zu essen, Wind und Wetter sind sie schutzlos ausgeliefert, die Gefahr krank zu werden ist hoch. Und trotzdem wollen sie weiter ausharren und ein Zeichen setzen. Sie geben die Hoffnung nicht auf.

14. „Ein schleichender Tod“ – zum weltweiten Tag gegen den Pestizideinsatz

Anfang Dezember bin ich zurück in Asunción, den Kopf voller Bilder und Informationen aus den Provinzen Alto Paraná und San Pedro, die mir die Dimension des Sojaanbaus und der damit verbundenen Probleme für die Landbevölkerung vermittelt haben. Doch auch in der Hauptstadt beschäftigen sich viele Organisationen und Einzelpersonen mit dem Thema.

Auf einer Tagung, organisiert durch die „Koordinierungsstelle der Opfer von Ackergiften“ kommen an diesem Tag über 60 Teilnehmer zusammen, um über Auswirkungen der Pestizide zu sprechen. Es ist der 3. Dezember, der internationale Tag gegen den Einsatz dieser Mittel in über 60 Ländern. Der hellblau gestrichene Versammlungsraum ist mit zahlreichen Stoffbannern behangen. „Soja verletzt die Menschenrechte“ oder „Wir wollen produzieren, ohne zu töten und essen, ohne zu sterben“ ist darauf zu lesen. An der kritischen Ausrichtung der Tagung besteht kein Zweifel.

Zwei Vertreter des nationalen Instituts für Indigene, INDI, schildern die Situation einiger Gemeinden der Aba'í im Süden Paraguays, die von Soja umringt sind. Zwölf Menschen starben vor wenigen Monaten an den Folgen der Vergiftungen durch Besprühungen, aber es werde nichts zum Schutz der Gemeinden unternommen, weil sie keine Lobby haben. „Täglich sterben weitere Compañeros und Compañeras in Paraguay an den Folgen von Vergiftungen mit Pestiziden, ohne dass dies von der Öffentlichkeit bemerkt wird.“

Eine Mitarbeiterin der Nichtregierungsorganisation Alter Vida gibt einen Überblick über die häufigsten Agrar-Chemikalien und deren Nebenwirkungen. Von den in Paraguay registrierten Produkten gehörten 65 zu den Gefahrenstoffklassen 1A und 1B, die dem roten Bereich, also den gefährlichsten Stoffen, zuzuordnen sind. Schätzungen gehen davon aus, dass in Paraguay jedes Jahr mehr als 24 Millionen Liter Pestizide in den Boden gelangen. Besonders fatal seien die Auswirkungen der Pestizide auf die Nahrungskette durch ihren langen Verbleib im Boden, Luftverschmutzung und Wasserverunreinigungen. Die Zunahme von Allergien, Hautausschlägen, Verdauungsproblemen, Atemwegserkrankungen, hormonellen Störungen, Schädigungen des zentralen Nervensystems, Fehlgeburten, Missbildungen bei Föten

und Neugeborenen und Krebserkrankungen im Zusammenhang mit der Pestizidanwendung seien durch internationale Studien belegt.

Die meisten der in Paraguay verwendeten Mittel sind in Europa längst als krebserregend verboten, und viele, wie z.B. DDT, stehen auch hier auf dem Index. Paradoxerweise ist zwar die Einführung bestimmter Mittel untersagt, nicht aber der Handel damit; eine Situation die den Schmuggel begünstige. „Das eigentliche Problem ist nicht, dass es keine Gesetze gibt, sondern dass sie nicht eingehalten werden und dass es keine Kontrollen gibt“, sagt die Mitarbeiterin von Alter Vida.

Aus dem Publikum gibt es immer wieder verzweifelte Schilderungen von der unerträglichen Situation auf dem Land, von der Gewalt der Sojaproduzenten und der gefühlten Ohnmacht. Ein junger Mann empört sich über die alltäglichen Menschenrechtsverletzungen gegen die Landbevölkerung: „Die Behörden interessiert es einen Dreck, dass wir sterben!“ Seine Stimme kippt fast, als er von den Besprühungen aus der Luft erzählt, die über den Gemeinden niedergehen. Da von Seiten des Staates nichts unternommen werde, seien die Leute selbst gefragt aktiv zu werden: „Worauf warten wir?“ Es gelte, alle Menschen auf dem Land aufzuklären, zu sensibilisieren und politisch zu schulen. „Mit der Muttermilch müssen die Kleinen das schon einsaugen, anstelle des Giftes!“

Ein Mann aus der Provinz Caaguazú erntet Beifall, als er erzählt, dass in seiner Gemeinde der Sojaanbau bisher erfolgreich verhindert wurde und dass dies auch so bleiben werde.

Immer wieder wird die Forderung gestellt, zurück zu erobern „lo que es nuestro“, was unser ist. Es gilt ihr Recht auf Unversehrtheit zurückzuerobern und die territoriale Selbstbestimmung von den transnationalen Firmen wiederzuerlangen: „Unser Leben zählt mehr als ihr Gewinn!“

Den sieht eine Chemiefirma in Asunción gefährdet, weil sie in einem Bericht kritisch erwähnt wird, den Graciela Gamarra vom Gesundheitsministerium ausgearbeitet hat. Sie ist Generaldirektorin der Forschungs- und Bildungsabteilung der Behörde. Der fragliche Bericht entstand im Rahmen eines Pilotprojekts, mit dem Graciela Gamarra seit 2003 versucht, gesundheitliche Nebenwirkungen der Ackergifte systematisch zu erfassen. In den Gemeinden der südlichen Provinz Itapúa werden seitdem Erfassungsbögen geführt, die jegliche Beschwerden im Zusammenhang mit den Ackergiften dokumentieren. Mithilfe dieser durch die Weltgesundheitsorganisation anerkannten Erhebungsmethode konnten zum ersten Mal Aussagen über die schädlichen Wirkungen der versprühten Chemikalien getroffen werden. „Damit konnten wir 50 bis 60 Sterbefälle und zwischen 400 und 500 Fälle von Vergiftung jährlich sichtbar machen; und das ist nur die Spitze des Eisberges“, sagt die energische Medizinerin. Sie wurde wegen Verbreitung fal-

scher Tatsachen von der Firma angezeigt und ist heute anwesend, um diesen Fall öffentlich zu machen, denn es geht um einen juristischen Präzedenzfall. Das Chemieunternehmen behauptet, der Bericht sei inhaltlich falsch, weil er nicht auf Laboranalysen beruhe. „Sollten sie Recht bekommen, wird eine Methode der Gesundheitsfürsorge in Frage gestellt, die es überhaupt erst möglich macht, das Gesundheitsrisiko der Pestizide für die Landbevölkerung zu diagnostizieren.“

Damit steht und fällt die Möglichkeit für eine Gemeinde, Rechtsverletzungen nachzuweisen und anzuzeigen. Sojafarmer und Firmen, die bisher unbehelligt am Sojaboom verdienen, haben kein Interesse am Nachweis der schädlichen Nebenwirkungen und lassen ihre Beziehungen spielen, weiß Graciela Gamarra: „Das ist eine Drohung, ein deutliches Signal, um jedem Aktivisten im Land zu sagen „Misch dich nicht ein! Lege dich nicht mit den faktischen Mächten an, sonst bekommst du Probleme! Für Ärzte z.B. ist es dann besser, Durchfall zu attestieren oder Parasiten; was auch immer, aber sich nicht einzumischen.“ Graciela Gamarra fühlt sich an die Zeiten der Diktatur erinnert, als Angst und Schrecken verbreitet wurden, hat aber nicht vor, sich einschüchtern zu lassen.

Silvia Gonzales vom Forschungsinstitut CEIDRA bringt die Langzeitfolgen der Ackergifte auf den Punkt: „Für die Landbevölkerung bedeuten die Agrotóxicos einen schleichenden Tod“, sagt die Anwältin und Soziologin.

Sie arbeitet seit vielen Jahren auf der juristischen Ebene und versucht, gesetzliche Richtlinien zum Schutz der Landbevölkerung zu verbessern. Die politischen Vertreter der Agrar-Lobby boykottieren im Parlament jedoch immer wieder solche Gesetzesentwürfe mit dem Argument, es bestehe ausreichend Schutz. So auch im Falle eines aktuellen Gesetzes über die Kontrolle von Ackerchemikalien. Zusammen mit ihrem Team hat sie intensiv daran gearbeitet, Passagen zu erweitern und umzuformulieren, um konkrete Vorschriften definieren zu können. Aber der Gesetzesentwurf hat das Parlament, in dem die traditionelle politische und wirtschaftliche Elite die Mehrheit hat, nur in einer abgeschwächten Version passiert. Und so ist das neue Gesetz Nr. 3742, das in diesen Tagen in Kraft tritt, insgesamt eine Verschlechterung, berichtet sie. Kontrollen würden gelockert und Formulierungen verwässert; z.B. sei nach wie vor nicht definiert, wie genau der schützende Grünstreifen aussehen soll und von wo aus die 50 Meter Abstand zu Wohnhäusern gemessen werden sollen. Luftbesprühungen müssten nicht mehr staatlich kontrolliert und den Anwohnern auch nicht mehr angekündigt werden. „Es ist nur ein weiteres Gesetz unter vielen und stellt keine alleingültige Norm für einen effektiven Schutz der Landbevölkerung dar. Wir wissen, dass die für die Kontrolle verantwortliche Behörde im Sinne

der Hersteller der Chemikalien und der multinationalen Konzerne agiert“, nimmt Silvia Gonzalez kein Blatt vor den Mund.

Selbst bei akuten Fällen, wie dem Tod des elfjährigen Silvino Talavera, der 2003 zweimal in Folge direkt mit Pestizid besprüht wurde, verneinen Sojaunternehmer ihre Verantwortung, führt sie weiter aus: „Dann werden immer Beweise dafür gefordert, wodurch der Tod verursacht wurde.“ Manchmal reisen Politiker an, um vor laufenden Fernsehkameras zu verkünden, dass die Betroffenen an Unterernährung, Durchfall oder Fieber starben“ – was genau die Symptome sind, die von Ackergiften verursacht werden. „Aber es ist sehr schwer, Ursache und Wirkung wissenschaftlich nachzuweisen. Paraguay ist ein armes Land. Solche Untersuchungen dauern lange und währenddessen sterben viele Menschen.“ Für die energische Aktivistin bedeutet dies weiter zu kämpfen.

Genauso wie die Mitglieder von CONAMURI, der Dachorganisation der ländlichen und indigenen Frauenverbände, die mit zur Tagung eingeladen haben. Sie ließen nicht locker, und durch landesweite Proteste und internationale Lobbyarbeit gelang es ihnen schließlich, dass der Fall Silvino Talavera vor Gericht verhandelt und gewonnen wurde. In dem aufsehenerregenden Prozess wurde ein Zeichen gegen Straflosigkeit gesetzt, das zum Politikum wurde. Heute ist der Name des Jungen im ganzen Land bekannt, auch im Versammlungsraum hängt ein Plakat mit seinem Bild. Er steht für die Anerkennung der Opfer der Agrotóxicos, auch wenn die Verantwortlichen genug Einfluss hatten und ihre Haftstrafen nie antraten.

15. Die Spur führt in die Stadt – Überleben im Bañado Sur

Während meiner Rundreise hörte ich oft davon, dass die Menschen auf dem Land aufgeben und wegziehen. Zehntausende wandern seit Jahren kontinuierlich in die großen Städte Paraguays, nach Argentinien oder Spanien. Aus dem Straßenbild in Asunción sind sie nicht mehr weg zu denken: bettelnde Kinder, Männer und Frauen, Straßenhändler, Prostituierte, Müllsammler mit ihren selbst gebauten Wagen, die den Abfall der Großstädter sortieren, um ihn im Recyclinghof zu verkaufen. Ein großer Teil der Binnenmigranten arbeitet auch als Hausangestellte oder auf Baustellen. Viele von ihnen leben in den Armenvierteln am Rande der Stadt, die in den vergangenen 15 Jahren um ca. 75% angewachsen sind.

Bañado Sur ist eines dieser Sammelbecken im Süden der Hauptstadt. „Das Viertel entstand Mitte der 1960er Jahre als Folge der Landflucht vor den Baumwollmonokulturen“, erklärt mir Mariana Gómez, „und wächst heute rasant durch Campesinos, die von der Soja vertrieben werden.“ Über 60.000

Menschen leben mittlerweile hier; die meisten in Holzhäusern und Hütten aus Blech und Plastikplanen. Viele stehen auf Pfählen, denn es kommt regelmäßig zu Überschwemmungen durch den nahe gelegenen Fluss. Abwasser und Müllabfuhr gibt es nicht. Hunde, Hühner, Schweine und sogar Kühe wühlen im stinkenden Abfall, der in Pfützen und Wassergräben vor sich hin gammelt.

Die 38-jährige Pädagogin arbeitet seit 13 Jahren in einer von vier Schulen der spanischen Organisation „Fe y Alegría“. Sie führt mich durch das Viertel, zeigt mir soziale Projekte, die sämtlich auf Initiative von kirchlichen und Nichtregierungsorganisationen beruhen, stellt mir Bewohner vor. So erfahre ich von der Recyclerin Elida Prieto, dass für ein Kilo Karton/Pappe 250,- Guaraní (0,04) gezahlt werden, Zeitungen und Plastikflaschen 1.000 Guaraníes (0,15) das Kilo einbringen, und für Aluminium mit 4.500 Guaraníes am meisten zu verdienen ist. Das sind siebzig Eurocent für ein Kilo Getränkedosen und die wollen erst einmal zusammengesucht sein.

16. Soja in aller Munde

Angeichts solcher Bedingungen erscheint es als blanker Hohn, wenn in den Comedores Populares, den nachbarschaftlich organisierten Essstuben für die Ärmsten, die zahlreich gegründet werden, Soja als gesundes Lebensmittel angepriesen wird. Ich höre von Fällen, in denen Wahlkampf betrieben und die „Vaca Mecánica“, der Milchautomat angeboten wird. Diese mechanische Kuh spendet dann Sojamilch. Oder wenn eine der größten weltweit agierenden Sojahandelsfirmen, das us-amerikanische Unternehmen Cargill, Sachspenden an Schulen verteilt, auf denen das Firmenlogo prangt.

Im überteuerten Supermarkt kann ich nicht nur brasilianisches und argentinisches Gemüse schlechter Qualität kaufen, sondern auch Saft auf Sojabasis, Sojaschrot- und öl für die Vollwertküche. Nach zwei Monaten entdecke ich, dass meine Lieblingskekse mit „gesundem“ Sojamehl zubereitet werden.

Damit schließt sich der Kreis für mich in Paraguay...

...doch wie Soja in Paraguay produziert wird, geht mich auch in Deutschland etwas an, wo Kühe und Hühner mit Soja gemästet werden. Zwar ist die Einfuhr gentechnisch veränderter Lebensmittel in der EU bisher verboten, das gilt aber nicht für genmanipulierte Futtermittel. Gentechnisch veränderte Sojabohnen dürfen in geschroteter Form verfüttert werden, ohne dass dies auf den Milch- und Fleischprodukten oder Eierpackungen gekennzeichnet werden muss. 35 Millionen Tonnen Sojaschrot importierte der Tiersektor der EU im Jahr 2008 und deckte damit 75% seines Eiweißbedarfes.

Deutsche Bauern und Betriebe der Massentierhaltung sind die größten Abnehmer des spottbilligen Eiweißträgers. Darunter ist auch Soja aus Paraguay; kultiviert mit hohen Nebenwirkungen für die lokale Bevölkerung: Das Modell der Monokultur verdrängt die Subsistenzwirtschaft der Kleinbauern, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Es verschärft den Landkonflikt, zerstört das soziale Gefüge der Campesinos, bedroht ihre Lebensgrundlagen und der regelmäßige Pestizideinsatz, bei den überwiegend gentechnisch veränderten Sorten, macht sterbenskrank.

Mir ist der Appetit gründlich vergangen und ich suche nach Alternativen.

Für deutsche Landwirte, die Tierfutter ohne gentechnisch verändertes Soja füttern wollen, wird es immer schwieriger, solches zu kaufen, aber es ist nicht unmöglich, auch wenn die Agrar-Lobby dies glauben machen will. Letztendlich entscheiden die Konsumentinnen und Konsumenten, in welche Richtung die Entwicklung weiter geht. Ein Lichtblick sind erste Milchprodukte, auch konventionelle, ohne Bio-Siegel, mit dem Aufdruck „ohne Gentechnik“.

17. Danksagung

Frau Kilian für Geduld und moralische Unterstützung. Regine Kretschmer, Reto Sonderreger und dem Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika (FDCL) e.V., für wertvolle Kontakte. Allen Gesprächspartnerinnen und Partnern in Paraguay, die sich Zeit für mich genommen haben und mich teilhaben ließen.

Den guten Seelen in Köln, die mich im Schreibprozess unterstützt und sich dem furchtlosen Kürzen meiner Textfluten angenommen haben.